

Wie tot ist der Faschismus?

Ob Putin oder Trump, Erdogan oder Orban, Abe oder Xi –in der Auseinandersetzung mit den neoautoritären Tendenzen der Gegenwart fällt oft der Begriff «Faschismus». Steuern wir auf ein neues faschistisches Zeitalter zu? Oder bleibt der Faschismus ein Kind seiner Zeit? Über Sinn und Unsinn einer historischen Kategorie. Gastkommentar von Ulrich M. Schmid

Der amerikanische Senator John McCain beschimpft Viktor Orban als «neofaschistischen Diktator», ein Warschauer Korrespondent der ARD nennt die Sprache von Jaroslaw Kaczynski «faschistisch», die «Zeit» titelt: «Donald Trump hetzt wie ein Faschist». Immer wieder taucht der «Faschismus» im öffentlichen Diskurs als Superlativ der Ablehnung auf – auch in Bezug auf den Islamismus und den Putinismus. Allerdings fragt sich, ob solche Vergleiche überhaupt einen Erkenntnisgewinn bringen. Bis heute hat sich nicht einmal die Geschichtswissenschaft auf eine verbindliche Definition des Faschismus einigen können. Umso weniger taugt der «Faschismus» als analytische Kategorie für Gegenwartsphänomene.

Im deutschsprachigen Raum denkt man bei «Faschismus» reflexartig an Hitlers «Machtergreifung» im Jahr 1933 und vergisst dabei vier Dinge: Erstens war Mussolini zu diesem Zeitpunkt bereits seit elf Jahren an der Macht, zweitens etablierten sich im Europa der Zwischenkriegszeit von Portugal bis Estland zahlreiche rechtsautoritäre Regime, drittens ist die Vokabel «Machtergreifung» selbst Bestandteil von Hitlers Rhetorik, weil sich die Nationalsozialisten nicht als Gewinner eines bürgerlich-demokratischen Prozesses, sondern als Revolutionäre verstehen wollten. Viertens ist umstritten, ob der deutsche Nationalsozialismus wegen der Singularität des Holocausts überhaupt zum Phänomen der europäischen «Faschismen» gezählt werden kann.

Überholte Theorien

Wie schwierig der Faschismus zu fassen ist, zeigt sich schon an der italienischen Begriffsgeschichte. Mussolini liess sich nach dem Marsch auf Rom zehn

Jahre Zeit, seine Ideologie zu beschreiben. Erst 1932 veröffentlichte er höchstpersönlich in der neuen «Enciclopedia Italiana» einen pathetischen Text, in dem er das «spirituelle Wesen» des Faschismus betonte, sonst aber keine konkrete Definition lieferte. Auch die zeitgenössischen Fremdbeschreibungen blieben in der eigenen Ideologie stecken: So behauptete der bulgarische Kommunist Georgi Dimitrow, der Faschismus sei das notwendig eintretende Zerfallsstadium der bürgerlichen Demokratie, wenn keine sozialistische Revolution erfolge.

Mit Ausnahme der Diktaturen auf der Iberischen Halbinsel war der Faschismus nach dem Zweiten Weltkrieg Geschichte. Allerdings bedeutete die historische Distanz noch nicht, dass man sich unvoreingenommen mit diesem Phänomen beschäftigen konnte. Während des Kalten Kriegs wurde in den USA das stark normativ geprägte Totalitarismuskonzept entwickelt, das den Sowjetkommunismus mit dem Faschismus und dem Nationalsozialismus gleichsetzte und damit eine Rollback-Strategie favorisierte. Heute gilt die Totalitarismustheorie weitgehend als überholt. Die Geschichtswissenschaft hebt vielmehr die tiefgreifenden Unterschiede zwischen Kommunismus und Nationalsozialismus hervor. Dazu gehört etwa die gezielte Aggression gegen bestimmte Gesellschaftsgruppen in Hitler-Deutschland, während der stalinistische Terror jeden treffen konnte. Ein weiterer Punkt betrifft den wissenschaftlichen Anspruch des Marxismus-Leninismus, der sich vom axiomatisch begründeten Programm der Nazis und Faschisten abhob.

«Faschistisches Minimum»

Eine wichtige Forschungsrichtung will den Faschis-

mus mit einer generischen Definition in den Griff bekommen – also mit einer abschliessenden Liste von Eigenschaften. Dabei wird etwa auf den Führerkult, Ritualisierung und Gewaltbereitschaft verwiesen. Diesen Weg beschreiten vor allem anglo-amerikanische Forscher wie Roger Griffin, Stanley Payne oder Robert Paxton. Sie setzen unterschiedliche Akzente: Angesichts der Vielfalt der Erscheinungsformen schlägt Griffin ein «faschistisches Minimum» vor, Payne ordnet die einzelnen Merkmale drei Bereichen (Ideologie, Negationen, Organisation) zu, Paxton entwirft ein Stufenmodell der Etablierung faschistischer Herrschaft.

Neben den generischen Faschismus-Definitionen gibt es einen weiteren Ansatz, der bereits 1938 vom Kunsthistoriker Eric Voegelin vertreten wurde. Ähnlich wie die Totalitarismusforscher machte er keinen prinzipiellen Unterschied zwischen Kommunismus, Faschismus und Nationalsozialismus. Alle drei Bewegungen fasste er als «politische Religionen», die das Sinnvakuum der modernen Säkularisierung füllen. Der Führer erscheine als neuer Messias, sein Aufstieg werde von Riten, Festen und Utopien begleitet. Voegelins Modell wurde nach dem Krieg vor allem von George Mosse weitergeführt. Mosse stammte aus einer wohlhabenden Berliner Familie und war als Jugendlicher von Hitlers Bewegung fasziniert, blieb allerdings als Jude ausgeschlossen. Nach seiner Emigration in die USA beschrieb er den Nationalsozialismus als dynamische Kultur, die sich gerade nicht in einer generischen Definition fassen lässt.

Auf Walter Benjamins berühmter Formel der «Ästhetisierung der Politik» beruhen schliesslich Forschungen, die den Faschismus vor allem als stilistisches Phänomen betrachten. Ein früher Meister einer solch ästhetisierten Herrschaft war der Dichter Gabriele d'Annunzio, der 1919 in einem Handstreich die Stadt Fiume besetzte. Mussolini erhöhte die Attraktivität des Faschismus durch architektonische Ikonen – von der Casa del Fascio in Como über das quadratische Kolosseum in Rom bis zur Retortenstadt Sabaudia. Hitler verstand Politik explizit als Kunst der «geistigen Einwirkung auf die Nation» – in den zwanziger Jahren hatte er als Berufsbezeichnung «akademischer Maler» angegeben. Bereits an der Macht, interessierte er sich stark für die Mittel der Werbung, die er vom Ökonomen ins Politische übertrug. Eine theoretische Beschreibung des faschistischen Stils lieferte nach dem Krieg der Schweizer Rechtsintellektuelle Armin Mohler, der über eine abenteuerliche Biografie verfügte: Im Krieg war er desertiert und hatte sich den Nazis angeschlossen, später wurde er Privatsekretär von Ernst Jünger.

Mittlerweile hat die Sekundärliteratur zu diesem Thema gigantische Ausmasse angenommen. Es gibt zahlreiche Überblicksdarstellungen über «Faschismustheorien». Ein Konsens der Faschismusforschung ist zwar immer wieder verkündet worden, allerdings zeigt gerade der Akt des Verkündens, dass das Verkündete keineswegs selbstverständlich ist. Das bedeutet jedoch nicht, dass die Faschismusforschung intellektuellen Bankrott anwenden muss und sich nur noch mit der Inventarisierung der eigenen Vorstösse beschäftigen kann. Es ist sehr wohl möglich, ein Kulturphänomen zu analysieren und dabei auf eine ontologische Definition zu verzichten. In der Wissenschaftsschule des russischen Formalismus gibt es dafür einen interessanten Vergleich. Boris Tomaschewski schrieb einmal: «Es ist möglich, Elektrizität zu untersuchen,

ohne zu wissen, was sie ist. Ich würde antworten: Sie ist das, was die Glühbirne zum Leuchten bringt, wenn sie eingeschraubt wird.»

Kaum substantiierbar

Eine kulturhistorische Untersuchung des Faschismus kann sich deshalb auf die Beschreibung konkreter historischer Ausprägungen konzentrieren. Wichtig ist dabei vor allem das vergleichende Studium faschistischer Bewegungen – und zwar nicht nur in Italien und Deutschland. Gerade in Osteuropa gibt es noch erheblichen Klärungsbedarf: Nicht selten wurden autoritäre Regime etabliert, um Angriffe von faschistischen Gruppen abzuwehren. Solch politische Homöopathie muss besonders differenziert betrachtet werden. Ähnliches gilt für Hitlers Expansionspolitik in Osteuropa: Die nationalen Aspirationen der kleinen Völker wurden gezielt instrumentalisiert. Besonders deutlich zeigt sich dies an den kurzlebigen Satellitenstaaten in der Slowakei und in Kroatien während des Zweiten Weltkriegs.

Heute lässt sich das Adjektiv «faschistisch» nicht mehr sinnvoll zur Beschreibung politischer Phänomene verwenden. Es gibt einzig «neofaschistische» Gruppierungen, die aber nur so bezeichnet werden können, weil sie sich selbst explizit auf das historische Vorbild ihres nationalen Faschismus beziehen. Wenn heute etwa rechtspopulistische Parteien von politischen Gegnern oder Medienschaffenden als «faschistisch» bezeichnet werden, ist nichts gewonnen. Bezeichnenderweise kann der Faschismusvorwurf in der Regel kaum substantiiert werden – der Einsatz des Adjektivs «faschistisch» bedeutet im 21. Jahrhundert eigentlich nur noch, dass ein politisches Lied mit Pedal gespielt wird.

Einzelne Merkmale wie Autoritarismus oder Xenophobie mögen für sich genommen eine verheerende Wirkung entfalten, «faschistisch» werden sie erst in einem konkreten historischen Kontext, der so heute gar nicht mehr gegeben ist. Die Attraktivität faschistischer Systeme in der Zwischenkriegszeit beruhte auf verschiedenen Faktoren wie der Angst vor dem Bolschewismus, der prekären Weimarisierung vieler junger Demokratien und dem pathologischen Nationalstolz aus der Gründerzeit. Die Katastrophe des Weltenbrands hat nach dem Krieg zur Einrichtung wichtiger Sicherungsmassnahmen geführt: Die Vereinten Nationen, das europäische Einigungsprojekt und die Kodifizierung der Menschenrechte sind nicht zuletzt auch epochale Reaktionen auf faschistische Aggressionen.

Umso dringender wäre es, sich auf diese Entwicklungen zu besinnen. Gefahr droht heute nicht von einer angeblichen Wiedergeburt des Faschismus, sondern von der Geringschätzung jener Institutionen, die Europa ein Leben in Frieden und Freiheit ermöglichen.

Ulrich M. Schmid ist Professor für Kultur und Gesellschaft Russlands an der Universität St. Gallen. Zuletzt ist diesen Frühling in der Edition Suhrkamp erschienen: «Technologien der Seele. Vom Verfertigen der Wahrheit in der russischen Gegenwartskultur».